

Nicht von dieser Welt

„Dekonstruktion des Christentums“ von Jean-Luc Nancy

■ HARTWIG BISCHOF

Seit den ersten Ansätzen von dem, was als „Aufklärung“ in die Begriffs- und Mentalitätsgeschichte eingegangen ist – also mindestens seit Xenophanes von Kolophon (ca. 570–470 v. Chr.) – war immer wieder vom Ende der Religion die Rede. Von dessen ersten Anprangern anthropomorpher Gottesvorstellungen bis herauf zur Proklamation vom Tod Gottes durch Friedrich Nietzsche lässt sich eine lange Reihe von kritischen bis polemischen Abhandlungen zur Beschleunigung dieses Endes der Religion aufstellen, die allerdings bis dato keine Erfüllung gefunden haben. Ganz im Gegenteil, unter der Überschrift „Religion“ boomen in den letzten beiden Jahrzehnten die unterschiedlichsten Phänomene. Die anfänglich unter den Christen herrschende Freude über diese Rückkehr des Religiösen ist mittlerweile auf weite Strecken der ernüchternden Erkenntnis gewichen, dass das Christentum – zumindest in seinen großkirchlichen Organisationsformen – nicht unter diesen Boomregenschirm passt. Kein Grund zur Trauer ruft in dieser Situation Jean-Luc Nancy dem Christentum zu und versucht seine Trostzusprüche in mehreren Anläufen justament unter dem Titel einer „Dekonstruktion des Christentums“ zu verbreiten.

Jean-Luc Nancy, 1940 geboren und einer der letzten, noch aktiven großen französischen Meisterdenker, befragt die Möglichkeiten des Christentums in der heutigen Zeit jenseits der soziologischen Feststellung von boomenden Religionsmärkten. Im Jargon der dekonstruktiven Literaturtheorie umkreisen viele Überlegungen seiner Philosophie den Begriff „Sinn“ in einer beinahe schon obsessiven Weise, wie er eingesteht. „Sinn, das ist jenes Wort, das mich heute beschäftigt. Das generelle Verfliegen von Sinn, ganz egal ob das in einer politischen, ästhetischen, religiösen oder

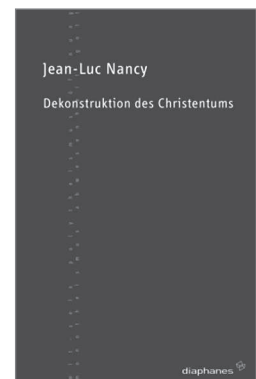
irgendeiner anderen Form geschieht. Der Sinn beschäftigt mich, weil sich die ‚Philosophie‘ mit nichts anderem beschäftigt als mit dem Sinn.“¹ Der Sinn darf allerdings nicht mehr mit einem bloßen Bedeuten gleichgesetzt werden, die bloßen Diskurse agieren hier für Nancy auf verlorenem Posten, es gilt, im Sinn zu existieren. Dies ist deshalb notwendig, weil wir als Menschen die Ereignisplätze von Sinn sind, während das Denken keinen Sinn verleihen kann, seine Aufgabe besteht viel mehr darin, den Sinnanspruch zu stellen.

Aktive Passivität

Diese Art Philosophie zu treiben schließt für Nancy den Aspekt der Passivität mit ein, ein Aspekt, der in der langen Geschichte der Zunft einen schwierigen Stand hatte. Im Denken von Bedeutungen, das für Nancy kongruent läuft mit dem landläufigen Verständnis von Philosophie, hat eindeutig die Aktivität die Oberhand. Daher umreißt Nancy den Begriff der Passivität näher, um ihn von einem dumpfen Aufsaugen wie bei einem Schwamm zu unterscheiden. „Aber die Passivität ... besteht nicht darin, passiv zu sein (*être passif*), sondern – wenn man so sagen kann – darin, den Sinn zu gewärtigen (*être passible*). Das heißt imstande zu sein, ihn zu empfangen, fähig zu sein, ihn aufzunehmen. Das Denken ist kein Diskurs, sondern die Tätigkeit, sich auf das Ereignis des Sinns einzustellen, mit ihm zu rechnen: es lässt dieses Ereignis sich ereignen – was heißen soll, dass es dieses Ereignis als solches auf sich zukommen lässt oder es einschreibt. Dieses ‚Lassen‘ ist also ein Tun ... [das Einschreiben] ist wie ‚aufzeichnen‘: Eine Realität in eine Anordnung von Markierungen einfügen, die dieser Anordnung fremd und heterogen bleibt.“² Es bedarf



Hartwig Bischof, Studium der Theologie, Philosophie und Malerei, ist Assistent am Institut für Dogmatik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien.



Nancy Jean-Luc, Dekonstruktion des Christentums. Aus dem Französischen von Esther von der Osten, Diaphanes Verlag, Berlin 2008, 300 Seiten, € 24,90.

- 1 Nancy Jean-Luc, *You ask me what it means today ... in: Paragraph 16 (1993) 108–111, 108.*
- 2 Ders., *Das Vergessen der Philosophie. Wien 2001, 111.*

■ Es macht Sinn, Sinn zu machen.

also einiger Anstrengung, um sich derart passiv verhalten zu können. Und damit ist auch unumgänglich klar gemacht, dass das gesamte Denken von Nancy in einem beständigen Vor und Zurück, Hin und Her besteht, ohne sich jemals in *einer* Bedeutung einnisten zu können.

Das Grundproblem der Philosophie stellt sich für Nancy auch darin, wie denn die Welt da draußen als Objekt, als Wahrgenommenes und Verstandenes, in den Menschen „hineinkommt“. Dabei ist weder das Extrem einer bloßen Wiedererinnerung anziehend, ein Modell, das seit Plato unzählige Bände mehr oder minder gescheiter Abhandlungen füllt und das Nancy als „die fiebrige Geschichte der Gigantomachien der Mimesis“³ bezeichnet; noch das andere, konstruktivistische Extrem, von George Berkeleys Gleichsetzung von Wahrnehmen und Sein⁴ bis herauf zu Jean Baudrillards Simulation, von der dieser sagt: „Wahrer als das Wahre: das ist die Simulation.“⁵ Nancy liegt die zweiter Position doch um einiges näher, spricht er doch von der Aufgabe einer endlosen Schaffung der Welt⁶, wobei hier Wachstum singular als eine vielförmige Verräumlichung unserer Existenz und im Plural als ein fremdartiges Ausgesetztsein unseres Zusammenseins zu denken ist. Dadurch entzieht sich die Welt aber der Darstellbarkeit und verliert für uns zwangsläufig ihren Sinn. Um den Sinn zu retten, worum es Nancy ja eingeständenermaßen geht, verlagert er ihn in den Prozess der Sinnerzeugung selbst; es macht Sinn, Sinn zu machen, wenngleich wir nur peripher darüber sinnvoll reden können.

logos und alogon

In seinen Texten zum Christentum geht es Nancy nicht um Rettungsversuche für die Religion, er möchte auch nicht neue Blickweisen auf den Himmel erschließen, wie ihm überhaupt alle „Hinterwelten“ und Platzhalterjenseitsvorstellungen sehr suspekt erscheinen. Nicht weil sie aus einem landläufigen Atheismus heraus nicht existieren dürften, sondern weil sie an der Frage, *wie* sie denn *für uns* existieren könnten, mehr oder minder jämmerlich scheitern. Die der

Philosophie unumstößliche Pflicht, sich am *logos* zu orientieren, beinhaltet für Nancy aber gleichzeitig das *alogon* als die äußerste Position vernünftigen Nachdenkens, die Vernunft lebt erst dort so richtig auf, wo sie mit dem ihr Uneigentlichen vernünftig disputiert. Gerade das Christentum erweist sich für Nancy als hervorragender Ort für das *alogon*. „Trotz des ungeheuren Gewichts der religiösen Repräsentation war die ‚andere Welt‘ oder das ‚andere Reich‘ niemals eine zweite Welt oder eine Hinterwelt, sondern stets das Andere der Welt [...], anders als jede Welt.“⁷ Die Aufgabenstellung für die Christen bestehe ja darin, in dieser Welt wie außerhalb von ihr zu leben – so wie Christus in dieser Welt war/ist ohne von dieser Welt zu sein. Eine Ausgangslage die Nancy als Präzedenzfall für den Gestus der Dekonstruktion ansieht, das Christentum fungiert somit als „Erfinder“ einer der einflussreichsten philosophischen Strömungen der Gegenwart.

Das Buch von Nancy, eine Sammlung veröffentlichter und unveröffentlichter Aufsätze, unternimmt anhand mehrer Themen Anläufe, diese Dekonstruktionsleistungen des Christentums und damit seine Relevanz für die Zeitgenossenschaft zu beschreiben. Die Sprachgenauigkeit, die Nancy pflegt und die vielfach auf Grundbedeutungen im Lateinischen und Griechischen zurückgreift, und die nicht nur zu Sprachspielen, sondern auch zu Sprachneuschöpfungen führt, bedeutete auch eine nicht unerhebliche übersetzerische Herausforderung. Manche Wendung verweigert schlichtweg jede direkte Übertragung, wie dies bereits der Titel der französischen Originalausgabe aus dem Jahr 2005 belegt. Denn „Déclousion“, ein Begriff den Nancy vom Dichter Jean-Christophe Bailly übernimmt, ist einer jener Neologismen, die sich im Deutschen nicht in gleicher Weise zusammenfügen lassen. Die Übersetzung mit „Aufschließung“ bringt zwar die Spannung zwischen der Präposition „auf“, die in Richtung von „öffnen“ weist, mit dem Gegenbegriff des „Schließens“ wunderbar zum Ausdruck, kann aber den im Französischen ebenso im Wort verankerten Aspekt einer organischen Entfaltung [éclousion] nicht wirklich einfangen.

3 Ders., *Au fond des images*. Paris 2003, 75.

4 Vgl., Berkeley George, *The Principles of Human Knowledge*. With other Writings, Ed. and Intr. by G. J. Warnock, Glasgow 1985, 110f.: „... the unthinking beings perceived by sense have no existence distinct from being perceived, and cannot therefore exist in any other substance than those unextended indivisible substances or Spirits which act and think and perceive them ...“

5 Baudrillard Jean, *Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen*, Frankfurt/Main 1991, 12.

6 Vgl., Nancy Jean-Luc, *La création du monde ou la mondialisation*. Paris 2002, 53.

7 Nancy Jean-Luc, *Dekonstruktion des Christentums*. Aus dem Französischen von Esther von der Osten, Zürich-Berlin 2008, 20. Alle weiteren Zitate aus diesem Werk werden im Text in Klammer angegeben.

Gott ist „außer sich“

Nancy geht es um eine „gegenseitige Aufschließung [déclosion] des Erbes der Religion und der Philosophie“ (14), die großen Schwierigkeiten in der Philosophie eine Repräsentanz eines Objektes oder einer Person in der Sprache oder als Sprache zu denken, gesellt sich zum Problem, wie Gott in der Welt für uns anwesend sein kann. Nancy unterscheidet hierzu zwischen „foi“, das von der Übersetzerin immer mit „Glaube“ wiedergegeben wird, und „croyance“, stets mit „Gläubigkeit“ übersetzt. Einsichtig wird dieser Unterschied zum Beispiel im Rückgriff auf den Typus des Erlösers, wie ihn Friedrich Nietzsche beschrieben hat. „Dieser Erlöser gründet keine Religion, ruft keinen Gott aus, verlangt keine Gläubigkeit gegenüber einer Doktrin oder irgendeine andere Art von Gläubigkeit. Er ist einer, dessen Glaube ein Verhalten ist, nicht die bekenntnishafte Zustimmung zu einer Botschaft. Er ist im Akt und nicht in der Bedeutung, oder aber die Bedeutung ist gänzlich in seinem Akt“. (136) Folglich ist für Nancy der Leib im christlichen Sinn auch nicht irgendeine Hülle für die Seele, der Leib ist bereits der Geist, der nicht zuletzt in der Inkarnation genauso aus sich heraustritt, um „sich nicht einmal mit dem Menschen, sondern als Mensch/Mann (und Frau und Materie) zu identifizieren“ (143), wie Gott bereits in seiner trinitarischen Struktur immer schon außer sich ist und die Schöpfung daher auch nicht als eine Art Produktion zu verstehen ist, sondern als dieses „Außer-sich-Bringen“. Daher kann Nancy – gemeinsam mit Maurice Blanchot – davon sprechen, dass sich Gott entfremdet, dass er sich *atheisiert* und *atheologisiert*. Was hier scheinbar als Provokation daherkommt, denkt eigentlich nur den paulinischen Philipperhymnus zu Ende.

Dieser außer-sich-gebrachte Gott, von Nancy als „Name“ gegenüber einem „Begriff“ abgehoben, benennt paradoxerweise genau das, was der Benennung entgeht. Die weitere Benennung wird zu einem *Rufen*, wobei die Figur des Propheten den Umschlagplatz für dieses Rufen abgibt. „Keinerlei Rückkehr zur Religion

schleicht sich auf diese Weise ein. Vielmehr versucht sich dem monotheistischen Erbe zu entziehen, was sein wesentlicher und wesentlich nicht-religiöser Zug ist, der Zug eines Atheismus oder dessen, was man einen *Absentheismus* nennen könnte, jenseits jeder Position eines Gegenstandes der Gläubigkeit oder Ungläubigkeit.“ (152) Für den menschlichen Rufer bedeutet dies die Perspektive eines „entmythologisierten Gebetes“, eines Gebetes, das nicht merkantilistisch in einen religiösen Handel eingebunden ist und daher bittet, um irgendetwas zu erlangen. Einmal mehr verlangt die philosophische Redlichkeit, die „die innerste Entzweiung zwischen Gesagtem und Sagen [...] zwischen dem Sinn und ihm selbst“ (229f) nicht einfach überspringen kann, den Vollzug des Sagens gleichzeitig als eine Auslöschung anzusehen, der allerdings gerade in dieser Doppelbewegung, in der „beide Gesten [das Sagen und das Auslöschen] aneinander ausgerichtet, eine durch die andere gekrümmt und einander unendlich überschneidend“ sind, den Gipfelpunkt jeder Rede erreicht: nämlich das Reale sein zu lassen. Das Sprechen „richtet sich an dieses ‚Sein Lassen‘, ruft es an oder evoziert es, so könnte man, diese Termini herbeibittend, sagen. Doch direkter, vielleicht auch brutaler, wird man sagen: Es *betet an*.“ (230) Das Gebet, als eine Handlung am Rande des Tanzes angesiedelt, schöpft so die ureigensten Möglichkeiten einer Anrede als ein „Nach-draußen-hinübergehen“ aus. In diesem Sinne versteht Nancy seine Ausführungen mehr als eine allgemeine Aufschließung [déclosion], die zu weiterer Entfaltung [éclosion] anregt.

Die Texte von Jean-Luc Nancy lesen sich wunderbar, wunderbar anstrengend. Seine Präzision beim Schreiben, sein Ausloten übersehener semantischer Möglichkeiten einzelner Begriffe und sein souveräner Umgang nicht nur mit dem Mainstream, sondern auch mit entlegeneren Schätzen aus der Geschichte der Philosophie des Abendlandes, fordern die volle Konzentration der Leser ebenso ein wie die Dichte der sprachlichen Architektur dieser Artikel.

■ Nancy kann davon sprechen, dass sich Gott entfremdet, dass er sich *atheisiert* und *atheologisiert*.